

Im Netz von Clans

Global verteilte Gemeinschaften statt globaler Gesellschaft

Das Internet ist ein globales Netzwerk, aber der Zugang zur digitalen Technik ist gerade in der südlichen Hemisphäre beschränkt. Dieser Digital Divide ist nur eine der Spaltungen, die das Netz durchziehen. Die euphemistische Rede von einer digitalen Vergesellschaftung verkennt die Dominanz individueller Interessen und überschätzt die sozialen Austauschprozesse unter den NutzerInnen.

von **Karsten Weber**

► Zunächst scheint es seltsam zu sein, nach der Globalität des Internet zu fragen – schließlich ist dieses Kommunikationsnetzwerk geradezu ein Inbegriff der Globalität. Doch schon ein kurzer Blick auf die aktuellen NutzerInnenzahlen und vor allem auf deren regionale Verteilung zeigt, dass die Bevölkerung des Globus in so genannte *information rich* und *information poor* zerfällt. Dabei geht die Kluft zwischen Arm und Reich in der virtuellen Welt oft mit ökonomischen und auch politischen Grenzlinien der realen Welt einher. Die digitale Spaltung ist nach wie vor eine für viele Menschen bedrückende Realität und daher ein Thema, das eigentlich auf die öffentliche und politische Agenda gehört.

Dass es dort zur Zeit nicht zu finden ist, mag an der aktuellen Wirtschaftskrise liegen. Aber es spielen auch andere Faktoren eine Rolle, denn bereits kurz nach dem viel beachteten, UN-geförderten Weltgipfel zur Informationsgesellschaft (WSIS) 2005 verschwand das Thema digitale Spaltung wieder aus den

Debatten. Die Ursachen sind unter anderem in den Nutzungsweisen des Internet der *information rich*, sowie in deren Einstellungen und Haltungen bezüglich der (Nicht-)Globalität des Internet zu sehen.

Die oft geäußerte Hoffnung, dass das Internet eine weltweite Gesellschaft entstehen lassen könnte, scheint jedenfalls weit gefehlt: Es entstehen vielleicht Gruppen und Gemeinschaften, deren Mitglieder weltweit verstreut sind, aber keine globale Gesellschaft. Das ist nicht nur theoretisch ein großer Unterschied, sondern hat handfeste Auswirkungen auf die Chance, die digitale Spaltung in Zukunft schließen oder doch zumindest minimieren zu können.

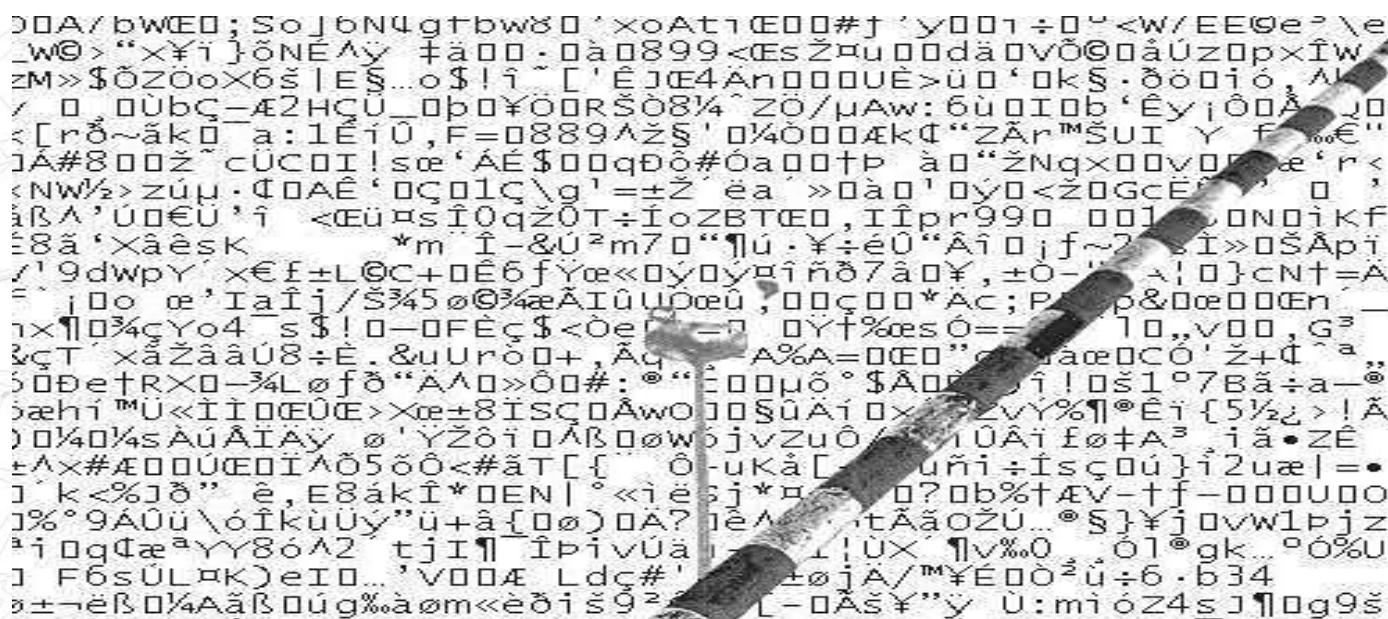
Wunsch und Wirklichkeit

► Wenn vom globalen Internet gesprochen wird, so ist dies insoweit richtig, als dass es theoretisch an jedem Ort der Welt genutzt werden könnte. Diese prinzipielle globale

Verfügbarkeit setzt jedoch in vielen Fällen voraus, dass ein erheblicher Aufwand zu betreiben wäre, da in vielen Regionen der Welt das Internet nicht aus der Steckdose kommt (nicht einmal der notwendige Strom), sondern beispielsweise nur über Satellitenverbindungen zugänglich ist.

Ein Blick auf die statistischen Zahlen zur Internetnutzung verdeutlicht, warum die digitale Kluft nach wie vor ein Thema der internationalen Zusammenarbeit sein sollte: In Nordamerika, Ozeanien und Australien sowie in Europa nutzen in dieser Reihenfolge 74, 60 und 50 Prozent der jeweiligen Bevölkerung das Internet, Südamerika und die Karibik folgen bereits deutlich abgeschlagen mit 30 Prozent, es folgt der Mittlere Osten mit 24 und Asien mit 18 Prozent. Das Schlusslicht markiert – wie in so vielen anderen Statistiken auch – Afrika mit gut sechs Prozent.¹

Allerdings ist die regionale Aufteilung sehr grob und innerhalb dieser Regionen sind wiederum erhebliche Unterschiede anzutreffen. In Europa kann von einer digitalen Spaltung sowohl zwischen Nord und Süd als auch zwischen West und Ost gesprochen werden, verursacht durch ökonomische wie politische Faktoren: Zu nennen ist zum Beispiel, dass Griechenland, Spanien und Portugal vor noch gar nicht so langer Zeit Diktaturen waren, oder dass die Länder Osteuropas technologisch erst seit 1989 entscheidend aufholen können; außerdem sind topographische oder kulturelle Unterschiede etwa in Hinblick auf Kommunikationsgewohnheiten nicht zu ver-



nachlässigen. Letztlich aber kann man entsprechende Statistiken auf einen einfachen Nenner bringen: Jene Gegenden, die durch massive ökonomische und politische Probleme gekennzeichnet sind und daher in aller Regel nicht über eine entwickelte Energieversorgung- und Telekommunikationsinfrastruktur verfügen, zeichnen sich durch geringe Internetnutzung aus.

Erschreckend dabei ist, dass sich die absoluten Zahlen im Laufe der Zeit ändern, nicht aber die Relationen. So sind weltweit sowohl die absoluten Nutzerzahlen als auch die Durchdringung der Bevölkerung erheblich gewachsen,² doch nach wie vor reflektieren die Daten die ökonomische Situation in den jeweiligen Regionen. Nach wie vor existiert eine digitale

Nord-Süd-Spaltung, zum Teil auch eine West-Ost-Spaltung. Das gilt sogar für das reiche Deutschland: Die jährlich von TNS EMNID veröffentlichten (N)Onliner-Studien dokumentieren stets eine Spaltung zwischen West und Ost.³ Andere Spaltungen, so in Bezug auf Nutzungskompetenzen und den

Gewinn, der aus dem Internetzugang gezogen wird, hat beispielsweise Nicole Zillien als »alte Ungleichheiten« beschrieben.⁴

Angesichts der Millenniumsziele der UNO sind die Zahlen eher enttäuschend: Dort steht als Unterpunkt zum 20. Ziel, es solle sichergestellt werden »[...]«, dass die Vorteile der neuen Technologien, insbesondere der Informations- und Kommunikationstechno-

logie, im Einklang mit den Empfehlungen in der ECOSOC 2000 Ministerial Declaration, für alle [Menschen] verfügbar sind.« Als Jahr der Zielerreichung wurde 2015 angepeilt, von heute aus also gut fünf Jahre. Die derzeitige geschätzte Internetdurchdringung von 24-25 Prozent der Weltbevölkerung ist weit von diesem Ziel entfernt, selbst wenn man davon ausginge, dass nicht jeder Mensch einen eigenen Internetanschluss benötigt, um vom Netz zu profitieren. Doch trotz der Diskrepanz zwischen Wunsch und Wirklichkeit ist es um die digitale Spaltung still geworden.

Aufmerksamkeitsverschiebung

► Nun mag die digitale Spaltung für öffentliche Debatten – wie developmentpolitische Themen allgemein – wenig geeignet erscheinen. Doch auch in dem medialen Interesse

Digital Natives sind mit dem Internet aufgewachsen und Eingeborene des Netzes

Mail von Sarah Lempp

► Auch ich gehör(t)e zu den Menschen, die sozialen Online-Netzwerken wie Facebook skeptisch gegenüber stehen. Dass Leute dort freiwillig und eher unkritisch ihren Freundeskreis, ihre politische Einstellung oder was sie letztes Wochenende getan haben, veröffentlichen und dadurch ihre Daten und Vorlieben den vielen »großen Brüdern« zugänglich machen, war (und ist) mir sehr suspekt. Dementsprechend zurückhaltend reagierte ich immer, wenn neue Bekannte in Rio de Janeiro mich fragten, ob ich bei Orkut Mitglied sei. Orkut ist das populärste soziale Netzwerk Brasiliens und funktioniert ähnlich wie Facebook. Dass der Laden Google gehört, machte mir das ganze nicht sympathischer.

Nicht nur in Großstädten wie Rio wird Orkut genutzt. Auch in einer MST-Siedlung auf

dem Land fragten mich die jüngeren Leute bald nach »meinem Orkut«. Zwar haben sie vor Ort keine Elektrizität, aber im Internet-Café des nächsten Dorfes nutzen fast alle jüngeren BewohnerInnen der Siedlung das Orkut-Profil eines Bewohners als »Fenster zur Außenwelt«.

Die regelmäßigen Nachfragen machten mich mit der Zeit mürrisch. Vor allem als meine Rückkehr nach Deutschland näher rückte, konnte ich dem Gedanken, Orkut beizutreten, doch langsam etwas abgewinnen – denn ich dachte mir, dass viele Kontakte ansonsten schnell im Sand verlaufen würden. Irgendwann warf ich also meine Prinzipien über Bord und legte mir ein Profil bei Orkut an. Doch die Offenheit, mit der Leute sich und andere dort darstellen, Fotos hochladen oder

Liebeserklärungen verfassen, befremdete mich weiterhin. So scheiterte meine Orkut-Karriere letztlich doch, denn die eigene Profilseite bleibt nur interessant, wenn man regelmäßig neue Fotos oder Infos dort veröffentlicht.

Nun bin ich zurück in Deutschland und habe mich nur in den ersten Wochen nach meiner Rückkehr regelmäßig bei Orkut eingeloggt. Der Kontakt zu guten FreundInnen läuft primär über E-mail oder Skype, die anderen Kontakte verlaufen sich im virtuellen Orkut-Nebel... Doch sollte ich irgendwann wieder einmal in Brasilien leben, ist gemäß dem Orkut-Motto »Who do you know?« das Spiel des »Kennens und Gekanntwerdens« wieder eröffnet – sollte ich mein Profil bis dahin nicht gelöscht haben.

für die Frage, wie wir unsere Wirtschaft wieder fit machen können, finden Internet-relevante Themen wie etwa die Breitbandinitiative zur besseren Anbindung ländlicher Regionen an das Internet kaum öffentliche Resonanz. Sicher sind solche Themen massen-medial schlecht vermittelbar. Doch hier soll eine andere Argumentationslinie verfolgt werden: Das Internet ist nur indirekt eine gesellschaftliche Angelegenheit, zuallererst aber eine der individuellen Nutzung. Das mag zunächst verblüffen, doch sprechen für diese Hypothese durchaus gute Argumente.

Im Vordergrund öffentlicher Debatten steht fast immer die Frage, welche Folgen das Internet für die nutzende Person hat, zum Beispiel für die Privatsphäre oder den Datenschutz («Was passiert mit meinen Daten?«). Im Fokus der Aufmerksamkeit stehen des weiteren Folgen im Kontext von sozialen Netzwerken («Was passiert, wenn ein potenzieller Arbeitgeber meine Partybilder findet?«), durch Online-Durchsuchungen («Wer darf auf welche Daten meines Rechners zugreifen?«), in Bezug auf Internetsperren («Wieso darf mein Internetzugang zensiert werden?«) oder Urheberrechtsverletzungen («Wieso darf ich meine Musik nicht beliebig kopieren?«). Zwar versuchen die entsprechenden Interessengruppierungen und zuweilen auch PolitikerInnen auf Gemeinwohl- und gesellschaftliche Aspekte zu verweisen («Urheberrechte zerstören die Kunst!«, «Eingriffe in Privatsphäre und Datenschutz erzeugen ein gesellschaftliches Klima des Misstrauens!«), doch jenseits der Digital Natives interessieren solche Parolen meist nur wenig.

Digital Natives,⁵ früher einmal *Netizens* genannt,⁶ sind jene Menschen, die mit dem Internet aufgewachsen und deshalb gleichsam Eingeborene des Netzes sind. Sie werden zuweilen als *Internetliebhaber* geschmäht, weil sie sich gegen staatliche Eingriffe in das

Netz wehren, etwa im Zusammenhang mit Internetsperren gegen Kinderpornographie. Ihnen gegenüber stehen die *Digital Immigrants*,⁷ die Einwanderer ins Netz, die es angeblich nicht verstünden; ihr Schmähname ist *Internetausdrucker*. Distanziert betrachtet manifestiert sich hier ein Generationenkonflikt, vor allem aber ein Kampf um die Definitions-, Gestaltungs- und Regulierungsmacht über das Internet.

Es steht nichts weniger zur Debatte als die Frage, worin die Regeln des Internet gründen sollen. Hier nun kommt der Untertitel dieses Textes ins Spiel: Aus soziologischer Sicht zeichnen sich Gemeinschaften grob gesprochen durch Homogenität ihrer Mitglieder beispielsweise in Bezug auf ethnische Herkunft, Sprache, Religion und Kultur, darauf aufbauendes Vertrauen und emotionale Verpflichtung aus. Beziehungen sind nicht rechtsförmig, sondern beruhen auf Traditionen und wechselseitigen Verpflichtungen, deren Einhaltung durch soziale Kontrolle erzwungen wird. Gesellschaften hingegen gestalten das Zusammenleben der Bürger rechtsförmig, auf Basis abstrakter Regeln zur Förderung des individuellen Nutzens.

Wenn also angenommen wird, dass das Internet eine, womöglich globale, Form der Vergesellschaftung ermöglicht,⁸ dann ist dies nicht nur eine theoretische Annahme, sondern kann empirisch untersucht werden. Folgt man der gerade genannten Definition von Gemeinschaft und Gesellschaft, können soziale Prozesse im und um das Internet herum auf ihr Potenzial zur Förderung der Gemeinschaftsbildung und/oder Vergesellschaftung betrachtet werden.

Dabei gilt zu bedenken, dass sich nicht jede Gruppenbildung, deren Mitglieder sich

verbindliche Regeln des Miteinanders geben, automatisch auf dem Wege der Vergesellschaftung befindet. Wie schon bemerkt: Gesellschaftliche Regeln und vor allem ihre Einhaltung beruhen nicht auf Affekten und Traditionen, sondern auf einem rational motivierten Interessenausgleich. Schaut man sich nun die üblichen Verdächtigen für eine Online-Vergesellschaftung genauer an, wird man in aller Regel finden, dass allenfalls Gemeinschaften entstanden sind. Ihre Mitglieder sind homogen bezüglich einer individuellen Charakteristik wie ein gemeinsames Hobby oder andere geteilte Interessen; die Zusammengehörigkeit reduziert sich meist auf diesen Aspekt.

Das gilt für die so genannten Freundschaften in *Facebook*, *StudiVZ* und andere soziale Netzwerke, ebenso wie für die Clans und Spielgemeinschaften in Onlinespielen wie *World of Warcraft*. Selbst wenn Xiaobing aus Shanghai, Richard aus Phoenix, Svetlana aus Moskau und all die anderen mit- und gegeneinander spielen und somit eine Form der Ko-

operation zeigen, kann von solchen Gruppen oder Gemeinschaften in aller Regel nicht erwartet werden, dass sie sich als internetbasierte Gruppe für gesellschaftliche Probleme interessieren. Die Bezeichnung *Clan* trifft es ungewollt: Tatsächlich fördert das Internet eher einen globalisierten Tribalismus denn die globale Vergesellschaftung.

Anders liegt der Fall einer Gemeinschaft, die oft als Prototyp einer virtuellen und globalen Vergesellschaftung genannt wird. Die Open Source-Bewegung wird insbesondere von ihren Mitgliedern als Verbund von Menschen gesehen, die sich das Ziel gegeben haben, Software als frei zugängliches Gut zu produzieren und damit langfristig eine weitreichende gesellschaftliche Veränderung zu

Tatsächlich fördert das Internet eher einen globalisierten Tribalismus

Mail von Ute Weinmann

22

► Meine erste Bekanntschaft mit dem Internet habe ich in Russland gemacht, kurz nach dem Zerfall der Sowjetunion. Damals kannte ich in Deutschland keinen einzigen Menschen, der mir auch nur ansatzweise erklären konnte, was es mit der neuen virtuellen Welt auf sich hatte. In Russland war ich es gewohnt, Kontakte, selbst über große Entfernungen, ohne Telefon zu pflegen. Ferngespräche, insbesondere ins Ausland, mussten oft mehrere Tage im Voraus angemeldet werden – und nun dieser Quantensprung. Unvorstellbar.

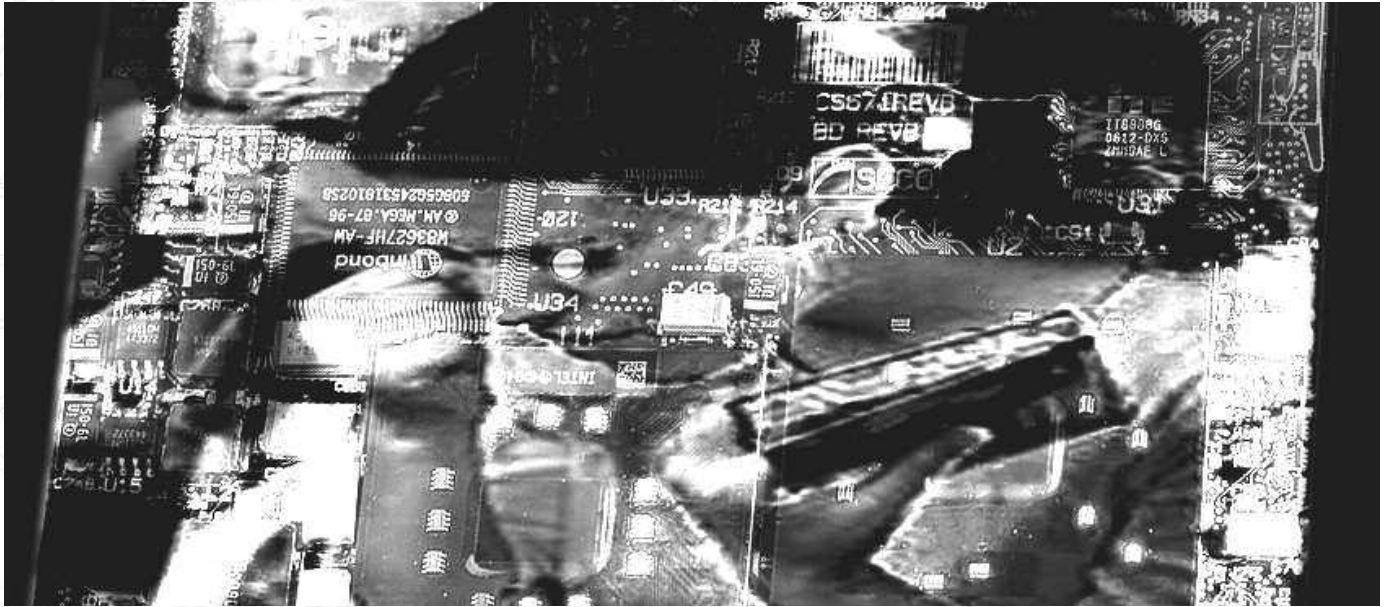
Aus meiner Perspektive lief die Aneignung neuer Kommunikationstechnologien in Russland viel dynamischer als in Deutschland. Die in der SU geschaffene technologische Basis bot dafür beste Voraussetzungen. Aber in Zei-

ten krisenhafter Transformation war an eine Breitenwirkung des Internets nicht zu denken. Computer waren zu teuer. Dafür machten sich bereits gegen Ende der Perestroika UmweltschützerInnen, GewerkschafterInnen und andere AktivistInnen die Geld und Zeit sparende E-Mail-Kommunikation zunutze.

Fragt man heute sein Gegenüber nach den Informationsquellen für im Gespräch dargelegte Details, hört man immer häufiger »aus dem Internet«. Das liegt nicht zuletzt daran, dass bestimmte Informationen überhaupt nur noch dort zu finden sind – ob auf zahlreichen Weblogs, Internetzeitungen oder Homepages diverser Organisationen. Nach einer kurzen Periode der Pressefreiheit in den 1990er Jahren sind Printmedien, das Fernsehen und der Hörfunk inzwischen starken

Einschränkungen unterworfen. Das Internet hingegen geriet erst mit dessen wachsender Rolle als Ressource oppositionell gesinnter Gruppen und insbesondere im Zuge der sogenannten »orangenen Revolution« in der Ukraine ins Visier der Staatshüter. Schärfere Reglementierung des Webspace und Gerichtsprozesse gegen russische User sind die Folge. Auch die Nutzung von Raubkopien gängiger Software, die in Russland gang und gebe ist, unterliegt immer häufiger strafrechtlicher Verfolgung.

Die Virtualisierung der Kommunikation erlaubt es, Kontakte im ganzen Land zu halten. Gleichzeitig stellt sich das Problem der Vertrauenswürdigkeit der Netzquellen. Fest steht: Ohne das Internet stünde die alternative Medienlandschaft in Russland vor dem Aus.



Artwork: D. Kaufmann

bewirken. Tatsächlich zeigen jedoch neuere Analysen,⁹ dass sich dieses romantisierende Bild der Hacker-Community schlicht nicht halten lässt: Open Source als Produktionsort und -weise qualitativ hochwertiger Software ist Teil der allgemeinen gesellschaftlichen und ökonomischen Prozesse, aber keine Parallel- oder Online-Gesellschaft.

Dies wird allein schon daraus ersichtlich, dass sich große IT-Unternehmen wie IBM, SUN oder Novell im Open Source-Bereich finanziell sehr engagieren oder auch daran, dass große Städte wie Wien oder München versuchen, ihre IT auf Open Source-Software umzustellen.

... und was folgt daraus?

► Eine mögliche Schlussfolgerung aus dem Gesagten über die Globalität des Internet und über Online-Vergesellschaftung ist, dass hier eine unbewusste, aber durchaus wirkungsvolle Übertreibung vorliegt. Sie ist Folge aller Hoffnungen, die in den Frühzeiten des Internet gehegt wurden: Empowerment aller Unterdrückten dieser Welt, globale Demokratisierung nicht nur der Politik, sondern auch der Wirtschaft, Frieden durch weltweite Kommunikation, Entstehung einer globalen Gesellschaft bei gleichzeitiger Stärkung von lokalen Kulturen und so weiter und so fort. Die Realität, oben wurde es angedeutet, gibt wenig Anlass zur Annahme, dass wir der Erfüllung dieser Hoffnungen in relevanter Weise näher gekommen wären. Dies zuzugeben bedeutete aber, ein wissenschaftliches Genre zu Grabe zu tragen, womöglich inklusive der daran geknüpften Hoffnungen an die je eigene Karriere.

Weiter folgt, dass Manifesten,¹⁰ politischen Programmen, aber auch manchen wissenschaftlichen Prognosen in Bezug auf die gesellschaftliche Bedeutung moderner Infor-

mations- und Kommunikationstechnologie ein gehöriges Maß an Skepsis entgegengebracht werden sollte. Das gilt für die behauptete Wirksamkeit von Internetsperren im Kampf gegen Kinderpornographie, den 100-Dollar-Laptop als Maßnahme zur Schließung der digitalen Spaltung¹¹ oder eben für Thesen über das gesellschaftliche Potenzial des Internet ... und vieles mehr.

Thesen wie »Das Internet ist die Gesellschaft ist das Internet« sind Ausfluss von Technikgläubigkeit.¹² Sie sind aber vor allem als Versuch zu deuten, politische Claims abzustecken, Machtansprüche zu lancieren, und Definitionshoheit in politischen Debatten zu erringen: Die Welt wird in Wir und Die geschieden – ein typisches Verhaltensmuster von Gemeinschaften. Der technisch und ökonomisch definierten digitalen Spaltung wird eine weitere nun ideologisch fundierte Kluft hinzugefügt; Gräben werden nicht zugeschüttet, sondern neue ausgehoben.

Gesellschaften existieren auch ohne Internet; dieses jedoch benötigt Gesellschaften als Umfeld der eigenen Existenz, die unter anderem auf einklagbaren Verträgen zwischen Personen, Unternehmen und staatlichen Institutionen beruht. Das Netz kann als Werkzeug und Medium des (globalen) Vergesellschaftungsprozesses hilfreich sein, aber es ist weder dieser Prozess selbst, noch sein wichtigstes Ergebnis.

Anmerkungen

- 1 <http://www.internetworldstats.com/stats.htm> am 25.08.2009.
- 2 Vgl. Weber, K. (2002): Technikregime und (Gegen-)Information – Warum es nicht ausreicht, die »richtige« Architektur zu haben. In: Weber, K.; Nagenborg, M.; Spinner, H. F. (Hg.): Wissensarten, Wissensordnung, Wissensregime. Beiträge zum Karlsruher Ansatz der integrierten Wissensforschung. Opladen: Leske+Budrich, S. 99-115, hier S. 112.

3 <http://www.initiated21.de/category/nonlinear-atlas> am 25.08.2009.

4 Zillien, N. (2006): Digitale Ungleichheit. Neue Technologien und alte Ungleichheiten in der Informations- und Wissensgesellschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

5 Vgl. Palfrey, J.; Gasser, U. (2008): Born Digital: Understanding the First Generation of Digital Natives. New York: Basic Books.

6 Hauben, M.; Hauben, R. (1997): Netizens. On the History and Impact of Usenet and the Internet. Los Alamitos/CA: IEEE Computer Society Press.

7 Vgl. Günther, J. (2007): Digital Natives & Digital Immigrants. Innsbruck: Studienverlag.

8 Vgl. bspw. Stichweh, R. (2005): Setzt die »Weltgesellschaft« auf die »Weltkommunikation«? In: Jäckel, M.; Haase, F. (Hg.): In media res: Herausforderung Informationsgesellschaft. München: kopaed, S. 171-186 oder die Beiträge in Jäckel, M.; Mai, M. (2005, Hg.): Online-Vergesellschaftung? Mediensoziologische Perspektiven auf neue Kommunikationstechnologien. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

9 Bspw. Varian, H.; Shapiro, C. (2007): Die Ökonomie der Softwaremärkte. In: Lutterbeck, B.; Bärwolff, M.; Gehring, R. A. (Hg.): Open Source Jahrbuch 2007. Berlin: Lehmanns Media, S. 125-130 oder Perens, B. (2007): Open Source – ein aufstrebendes ökonomisches Modell. In: Lutterbeck, B.; Bärwolff, M.; Gehring, R. A. (Hg.): Open Source Jahrbuch 2007. Berlin: Lehmanns Media, S. 131-164.

10 Z. B. John Pery Barlows 1996 veröffentlichte »Unabhängigkeitserklärung des Cyberspace«, siehe <http://www.heise.de/tp/r4/artikel/1/1028/1.html> am 11.09.2009.

11 <http://laptop.org> am 11.09.2009.

12 <http://www.internet-manifest.de/> am 11.09.2009.

► **Karsten Weber** forscht und lehrt in Berlin, Opole (Polen), Cottbus und Frankfurt (Oder) u.a. zu Internetökonomie und Informationsethik.